

*Diesen Beitrag hatte Ulla Lachauer als Teil ihres Buches „Die Brücke von Tilsit“ konzipiert, doch fiel dieses Kapitel der Kürzung zum Opfer. Unseren Lesern empfehlen wir das einfühlsame und scharfsinnige Buch von Ulla Lachauer: **Die Brücke von Tilsit. Begegnungen mit Preußens Osten und Rußlands Westen.** Reinbeck: Rowohlt 1994. 391 S.*

Red.

Ulla Lachauer

TOLLMINGKEHMEN - EIN ORT DER WELTLITERATUR

Kurz hinter Gussev schwindet die Sicht. Eine gelbgraue Wolke von Sand und feinem Splitt hüllt uns ein. Unser Moskwitsch wirbelt sie auf. Er fährt Schritt, die einzige Orientierung sind die klobigen, schwarzen Ungeheuer links und rechts der Straße. Die Wurzelballen umgestürzter Baumriesen, eine ganze Allee, Kilometer um Kilometer von Bulldozern niedergelegt. Sie sind dabei, Platz zu schaffen für eine Autobahn über Nesterov auf die litauische Grenze zu, für einen Verkehr, der noch nicht existiert, für das kommende Jahrtausend, in dem ein forciertes europäisches Tempo die historischen Räume aufs Neue verbinden soll. Eine moderne Steppe vollendet sich. Zum flachen verwilderten Land, zum Wind, der die dünne Grasnarbe angreift, tritt als letztes Merkmal die Baumlosigkeit. Hier ist der Reisende nicht mehr in Ostpreußen. Wenn der Staub sich verzieht, kann man in die Ferne sehen. Nichts, wo das Auge verweilen könnte. Rechts und links, überall ist Ödnis, von einer Eintönigkeit, die Halluzinationen hervorruft. Geht da nicht ein Mensch?

Mit einem Spaten auf der Schulter oder einer Fahne? Wozu eine Fahne? Am Horizont erscheinen viele Menschen. Sie wandern zielstrebig, oder marschieren sie, wohin? Wir steigen aus dem Auto, rennen wie besessen über das Grasland in die Richtung, die sie ansteuern. Es ist keine Fata Morgana. Gesang weht herüber, Stimmen von Pauken und Trompeten. Eine Prozession, lustigbunt, an ihrer Spitze schwarz, vorneweg ein wehendes Rechteck in rot-grün-gelb. Die Fahne der Litauer! - Litauer wie zu einer Wallfahrt formiert, wo in der Steppe ist die nächste Station? Sie halten an und bilden ein Rund. Um einen, wie wir beim Näherkommen sehen, dicken Stein. Darauf steht in litauischer und russischer Sprache, daß hier 1714 Kristijonas Donelaitis geboren wurde. Was gibt es da zu verwundern? Wir sind in Lasdinehlen, das heißt an der Stelle, wo der frühere Gutsbezirk vermutet wird. Lasdinehlen, "Ort im Haselgebüsch", wie es in altpreußisch-litauischer Sprache hieß. "Lietuva... Litauen, du unser Vaterland, Du Heldenland...", singen sie. Frauen in alten Trachten und kurzbehoste Scouts, vier protestantische Pfarrer in Robe und Bäffchen, der Bischof von Taurage, der Bildungsminister aus Vilnius, ungefähr 150 Menschen, 12 Musikanten und ein Fahnenträger, alle angereist aus der benachbarten Republik. Choräle folgen, Gebete, eine Ansprache, das weite Land verschluckt den energischen Klang. Spillerige junge Eichen, die heiligen Bäume des Perkunas, werden in die Steppe gepflanzt, rings um den Stein zu einem heiligen Hain gruppiert. Später wird in den Zeitungen der Kaliningradsckaja Oblast stehen: Die Litauer hätten eine unangemeldete Kundgebung auf russischer Erde veranstaltet, einen Staatsakt gewissermaßen auf fremdem Hoheitsgebiet. Es wird bezweifelt, daß er nur kulturellen Zwecken dienen sollte. Wer den Konflikt begreifen will, muß nach Tollmingkehmen gehen.

Nach Süden führt der Weg, wo die russisch-polnische Grenze die Rominter Heide teilt, durch eine der anmutigsten Landschaft-

ten des früheren Ostpreußen. Sie schwingt in sanften Wellen, der Ton der Erde wechselt in ein helles Braun, dann in einen fast italienischen Ocker. Die Straßen sind so schmal, daß sich die Kronen der Linden ineinander verschränken zu grün-lichten Baldachinen. Wie im Bauch eines sich fortwährend krümmenden Lindwurmes kommt man sich vor. Diese Strecke, unterwegs zu Donelaitis, muß man wandern, unbedingt. Kann man Hexameter gehen?

*„...die glänzenden Kutschen, die laut hinrollen die Straßen,
Daß ein jeglicher Herr, der in prächtigen Kleidern einhergeht,
Gleich wie ein Engel im Himmel nur täglich schwelge in Freuden.
Ei, du nichtsnutziger Mensch, weshalb denn so hoch deine Nase?“*

Der Dichter liebte den klassischen Vers und verachtete das bequeme Leben der Herren. Darf man ihn deswegen einen Geistesverwandten des russischen Puschkin nennen? Die Assoziationen liegen auf der Straße: Puschkino heißt das vorletzte Dorf, das letzte Snamenka, 'Fahndorf', dann folgt Chistye Prudy, das frühere Tollmingkehmen. Chistye Prudy heißt "saubere Teiche" und ist, entgegen seinem poetischen Namen, ein Un-Ort von der üblichen schrillen und schrägen Zusammensetzung von deutschem Rot und sowjetischem Grau, Hinfälligem und frisch gestrichener Propaganda. Instinktiv steuert der Besucher auf die weißleuchtende Kirche zu. Sie thront auf einem Hügel, abgeschirmt von einer Mauer. Dahinter beginnt eine andere Welt. Ein schmiedeeisernes Tor gewährt Einlaß auf einen geharkten Fußweg. Gestutzter Buchsbaum und geweißelte Feldsteine geleiten durch Rabatten mit Rosen, Akelei, Belli, Mohn und Vergißmeinnicht. Ein gepflegter litauischer Bauerngarten im Schatten altehrwürdiger Linden, Eichen und Ahornbäume. "In dieser Gegend", verkündet eine schwarzmarmerne Tafel in litauisch und russisch, "wohnte von 1743 bis 1780 der

Klassiker der litauischen Nationalliteratur Kristijonas Donelaitis". Hier hat er gepflanzt und okuliert, gepredigt und seinen Bauern die Leviten gelesen. Der Louise und dem Gottlieb Gaudszun zum Beispiel oder deren Vorfahren - leider verraten die Grabsteine auf dem Kirchhof keine Lebensdaten. Es sind nur wenige übrig, und sie sind offenbar aus Bruchstücken erneut zusammengesetzt worden. War die Kirche früher auch verputzt und getüncht? Durch die geglättete Fassade bricht an manchen Stellen der Feldstein. Ein Ziegeldach, ein leichter hölzerner Glockenturm, was ist authentisch, was nachträglich hinzugefügt? Die Wetterfahne nennt die Jahreszahlen 1756 und 1976, das Baujahr unter Pfarrer Donelaitis und das der vollendeten Restaurierung unter sowjetischer Ägide. Wie viele andere ist die Kirche eine Ruine gewesen. Etwa zur selben Zeit, als der Konflikt um das Königsberger Schloß sich zuspitzte, haben Litauer sich bei den Kaliningrader und Moskauer Behörden für eine Wiederherstellung dieses Ortes eingesetzt. Und siegten, die litauische Sowjetrepublik übernahm Kosten und Regie des Projektes. Es entstand keine Kirche natürlich, aber ein Museum eigener Art. Der Innenraum, zu weltlichen Zwecken wiedererschaffen, strahlt eine protestantische Atmosphäre aus. Ein Umgang auf halber Höhe vollzieht die historischen Emporen nach. Der steinerne Tisch mit dem Bildnis des verehrten Dichterpfarrers deutet einen Altar an. Drei bunte Fenster erzählen im Stile religiöser Glaskunst Szenen aus dem bäuerlichen Jahr. Die Position der Vitrinen und Stellwände nimmt die Gliederung des sakralen Raums auf. Er ist ein Zwitter, seine Gestaltung wie auch die Exponate spiegeln zwiespältige, manchmal gegenläufige Auffassungen. Illustrationen zu verschiedenen neueren Werkausgaben zeigen in der Art des sozialistischen Realismus den geschundenen Bauern unter der Knute des Feudalherren. Die Radierung daneben stolz und würdig den "Preußische Littauer" aus der historischen Volkskunde von Teodor Lepner, 1774

Karten und Bücher oder Kopien von ihnen dokumentieren Veröffentlichungen des 18. Jahrhunderts - Immanuel Kants Vorrede zum deutsch-litauischen Wörterbuch oder die "Anfangsgründe einer Littauischen Grammatick in ihrem natürlichen Zusammenhange entworfen von Paul Friedrich Ruhig, der Gottesgelahrtheit Beflissenen, zur Zeit Docenten im Littauischen Seminario zu Königsberg." Das spricht für sich, in Titeln und Ikonografie erscheint ein preußisch-protestantisches Umfeld. Aber der begleitende Kommentar gibt keinen Reim darauf, führt stattdessen den Besucher immer wieder auf dieselben zwei Thesen: Donelaitis ist Litauer und zweitens ein Sozialrevolutionär und Parteigänger der unterdrückten Bauern. Dennoch und bei aller Schwarzmalerei herrscht vieldeutige Spannung. Aus den sowjetischen lösen sich deutlich nationallitauische Motive. Das Museum ist ein Stück Vorgeschichte des litauischen Ausbrechens und Zeugnis eines Willens zur Eigenständigkeit. Was lange Jahre subversiv und mit diplomatischer Vorsicht gehegt wurde, wird nun offen als Kulturerbe präsentiert. Für eine "Entsowjetisierung" der Ausstellung war noch keine Zeit, man begnügt sich vorerst mit dem Verkauf von Wimpeln und kleinen Traktaten .

Tollmingkehmen ist zum Wallfahrtsort für Litauer aus der Republik geworden, die Gruft in der Krypta zählt zu den Nationalheiligtümern. Ob die Gebeine des Dichters wirklich im weißen Marmor ruhen, kann nur bezweifelt werden. Jedenfalls scheint es wichtig in diesen Zeiten, seine leibhaftige Anwesenheit zu behaupten. Das Museum, der Garten und das ebenfalls wieder aufgebaute Pfarrhaus sind in den drei Jahren hochexplosiver Spannung zwischen Moskau und Vilnius zu einer Exklave geworden. Abseits vom Geschehen in Chistye Prudy und mit demonstrativer Verachtung gegenüber den Anwohnern pflegen die Litauer die Idylle ihres Donelaitis. Es geht das Gerücht, daß das

litauische Kultusministerium auch politische Hoheitsrechte für das geharkte Hügeln fordert.

Der "littauische Theokrit"

Er nannte sich Donalitus, zumindest zeitweise, halten wir uns an die latinisierte Form des Namens. War er mehr von der deutschen oder von litauischen Sprache und Kultur geprägt? Jedenfalls, so viel scheint sicher, war sein Milieu, wie man heute sagen würde, "bikulturell". Uneindeutigkeiten liegen in der Natur des gemischten Landes. Und er lebte in einer Zeit, in der das Deutsche mächtig auf dem Vormarsch war und das Litauische auf dem Rückzug. Sein Vater war ein Kölmer, ein Freibauer, und legte offenbar Wert auf eine gute Erziehung und Bildung des Buben, und diese mußte ihn zwangsläufig von Lasdinehlen fort, in eine städtische, deutsch dominierte Umgebung führen. Christian Donalitus wurde am 1. Januar 1714 geboren, zehn Jahre vor Immanuel Kant, und ist gewissermaßen sein bäuerlicher Vetter. Zwei Generationen zuvor hatte auch Kants Familie noch auf dem Lande gelebt. Dessen Urgroßvater Richard, Krugpächter in Ruß, war der deutschen Sprache nicht mächtig. Es gibt Überschneidungen in den familiären Mustern, die Wege der beiden jedoch haben sich wohl nicht gekreuzt. Donalitus wurde nach Königsberg auf die Kneiphofsche Kathedralschule geschickt, als Kant noch in Windeln lag. Als der künftige Philosoph in das Gymnasium eintrat, 1732, wurde der künftige Dichter Student der Theologie. Als dieser sich 1740 an derselben Albertina immatrikulierte, plagte sich jener bereits als Hauslehrer. Als Kant seine erste Hauslehrerstelle annahm beim Prediger Andersch in Judtschen, war der Ältere schon bald vier Jahre Pfarrer, ungefähr 30 Kilometer weiter, in Tollmingkehmen. Auch in den Bildungsgängen finden sich viele Parallelen, und sie ließen sich um noch weitere ergänzen. Donalitus ent-

schied sich für den *anderen* Weg. Nicht für das Universelle, sondern für das Litauische. Er studierte am litauischen Seminar in Königsberg. König Friedrich Wilhelm I. errichtete es 1718 um den Pfarrernachwuchs im neuen Geiste zu schulen. Dort lernten litauische und deutsche Jünglinge, sich einer Sprache zu bedienen, die damals als Schriftsprache überhaupt erst entstand. Im Seminar und in dessen Umkreis wurden litauische Gesängsbücher geschaffen, ein Katechismus und - nach und nach - eine Übersetzung der Heiligen Schrift. Oberhofprediger Quandt, einer der Lehrer des Donalitus, veranlaßte 1735 den Druck einer ersten litauischen Gesamtausgabe der Bibel. Philipp Ruhig, ein älterer Kollege, verfaßte 1744-47 das erste größere Wörterbuch und eine deutsche Nachdichtung von Dainos. In diesen Jahren, als Donalitus sich auf sein Amt vorbereitete, trat der Prozeß der Verschriftlichung des Litauischen aus dem bislang vorwiegend religiösen Horizont heraus. Sein Tollmingkehmer Kirchspiel war zur einen Hälfte deutsch, zur anderen litauisch. Das hieß: zwei Gottesdienste am Sonntag, zwei Konfirmationsunterrichte, Krankenbesuche und Begräbnisse je nach Hausprache der Betreffenden. So war es üblich im nordöstlichen Preußen. Ungewöhnlich war, daß Donalitus sich so sehr ins Litauische vertiefte. Der Pfarrer benutzte sein Amt sozusagen für ethnologische Studien. Aus seiner Gemeinde schöpfte er den Stoff für seine Dichtungen.

*„Wiederum steigt die Sonne herauf und weckte die Welt auf,
lachte der Werke des eisigen Winters und warf sie in Trümmer.
Leicht mit dem Eise zerrann, was der Frost phantastisch erbaute,
und der schäumende Schnee verwandelte rings in ein nichts sich.
Lauer schon wehten die Lüfte und brachten Labung den Fluren,
Weckten zur Auferstehung die Blumen aus traurigen Gräbern.
Büsche und Heiden, alles erwachte zum fröhlichen Leben.
Höhe und Tiefe der Ackerflur zog rasch sich den Pelz aus.“*

So beginnen "die Freuden des Frühlings", ein Kapitel aus dem Hauptwerk, das später unter der Gesamtüberschrift "Metai", "Jahreszeiten" , herausgegeben wurde. Sie führen den Leser durch das bäuerliche Jahr, seine natürlichen gesellschaftlichen Vorgänge, und sie sind gefaßt in antike Hexameter. Die Form ist überraschend, doch dem Stoff nicht so fremd, wie es scheint. Niemand hat das besser erkannt und feiner ausgedrückt als sein Übersetzer und Landsmann Ludwig Passarge: "Es ist, als ob der antike Hexameter, den Donalitus noch vor dem Erscheinen der ersten Gesänge des Messias (1748) in Deutschland anzuwenden den Mut hatte, auch die Einfachheit und Klarheit seiner Darstellung bestimmt hat. Wesentlich hierin unterstützt wurde er durch seine litauische Muttersprache, die in Bildung und Klang noch heute ganz an die Sprache Homers erinnert, ja vielleicht eine größere Einfachheit, mindestens eine schönere Klangfarbe bewahrt hat, als das verwischte Neugriechisch. Dabei ist aber eines nicht zu übersehen: das Litauische ist gegenwärtig , und war noch mehr zu Donalitus Zeit, nichts als eine Volkssprache. Die Littauer haben nie Literatur besessen, geschweige denn eine Akademie, welche die Gesetze der Sprache fand und regulierte. Als Donalitus versuchte, in einer solchen Sprache zu dichten, mußte er die Sprache erst aus den einfachen Formen der Dainos, oder der damals schon vorhandenen kirchlichen Lieder heranbilden und ihr den Ausdruck verleihen, den er für seine realistische Darstellung brauchte. Da dieses aber mit einem Male, und bloß aus dem Geiste der Sprache heraus, einem einzigen Genius wohl selten gelingt (Chaucer, Dante), so sah sich der Dichter - bewußt oder unbewußt - genötigt, auf das Deutsche ...zurückzugreifen und ... zu entnehmen und zu entlehnen, was er in der litauischen Sprache vermißte. ... Aber nicht immer sind solche Anklänge deutsch. Der in alten Sprachen bewanderte Dichter entnahm denselben vielleicht noch mehr als der deut-

schen. Jedenfalls fließt die Form und der realistische Inhalt seiner Dichtung ganz aus der Quelle des Geistes der Alten Man muß es fast ein Wunder nennen, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als die Namen eines Schiller, Goethe, Kant in dem abgelegenen Littauen wohl noch ganz unbekannt waren, ... eine so eminent realistische Dichtung wie die "Vier Jahreszeiten" überhaupt möglich war. ... Donalitiuis (scheint), immer in das volle Menschenleben hineingreifend, kein anderes Vorbild gehabt zu haben ... als die Natur selbst, und zwar die Natur seiner littauischen Heimat. Aus diesem Boden keimt ihm alles. Von ihm gilt so recht, daß sich in der Beschränkung der Meister zeige. Wie er selbst (gleich Kant) niemals über seine Provinz hinausgekommen ist, so verweilt sein Blick auch nur auf der engeren Heimat; ja er verschmäht es, sich ein weiteres, äußerlich interessantes Ziel zu stecken, und schildert nichts als die vielgeplagten Scharwerksbauern seiner Zeit, die wie Hesiod das so schön ausdrückt, ihr eigenes Elend umarmen, ihr nicht immer feines Sinnen und Trachten, ihr beschränktes physisches und geistiges Dasein; und als Gegensatz dazu die der Völlerei ergebene Herren, die keine bessere Beschäftigung zu kennen scheinen als den Fröner zu schinden und zu verachten. ... In der Tat drängt sich jedem, der mit unbefangenen Blick diese Dichtungen betrachtet, ihre Ähnlichkeit mit den bukolischen und idyllischen auf, die einst Hesiod, Theokrit und Virgil gedichtet haben ... Keine Spur von der Lüge der italienischen und deutschen Schäfergedichte, mit ihren gemachten Figuren, unmöglichen Zuständen und sentimentalischen Gefühlen. Seine Erfindungen und Darstellungen sind wirkliche Idyllen, das heißt "Bildchen" aus dem Bauernleben seiner engen Heimat, oft zwar mit dem ganzen Schmutz eines solchen, aber auch mit der wohlthuenden Treue der Zeichnung und voll unbekümmerter Wahrheit."

Passages Würdigung des Dichters kommt aus einem Abstand von mehr als hundert Jahren. Klarer als die Übersetzer vor ihm,

der Romantiker Ludwig Rhesa und der streng wortgetreue Nesselmann, nahm er die Einzigartigkeit des Donalitius wahr. Passarge erlebte im Kaiserreich die letzte Phase Preußisch-Litauens und begriff die Szenen der "Jahreszeiten" als Vorgeschichte des aktuellen Geschehens. Seine Nachdichtung war eine Hommage nicht nur an Donalitius, sondern auch an das vor seinen Augen Vergehende. Und er war einer der letzten Preußen, der das Litauische als Fremdsprache so hervorragend angeeignet hat. Passarges kraftvolles Deutsch beließ Donalitius Frühling in der Härte des Daseins.

*„Ja, nicht mehr lange währts und wir werden Sträube uns binden,
Atmen herrlichen Duft und preisen den farbigen Frühling.
Aber ihr Arbeiten auch, ihr werdet uns wieder quälen,
Wenn von neuem die Plage beginnt, und wir müssen ins Scharwerk....*

*Hat doch Gott nicht verheißen ohn unsere Arbeit die Nahrung.
Was ist der Faulenzer wert in der Welt, und wer immer im Schläfe?
Will der hungrige Magen sich an guten Bissen erfreuen,
Muß sich zuvörderst der ganze Leib brav ehren und regen.
Mag denn jeder von uns beim Horn ergreifen den Pflugs tier,
Ihn gehörig anjochen und lehren, uns gut zu gehorchen.
Manches hat während des Winters er ausgedacht in dem Stall sich,
Um es uns nun zu erzählen, daß wiedergekommen der Frühling.
Nun was lachst du Mertschuks, und sperrest grinsend das Maul auf?
Ist es bloßer Spaß, wenn die Bauern müssen ins Scharwerk? ...
Ihr gequältes Geschlecht, ihr bastschuhtragenden Armen,
Ihr scharwerkenden Bauern, ihr Knechte und Hirten der Herden. "*

Donalitius' Bauer ist unterjocht wie der Pflugstier, den er führt. Der Dichter ergriff seine Partei, aber er war kein Kritiker des Feudalsystems. Kein Rebell gegen Adel und Kirche, er war im Gegenteil ein Erzkonservativer, verteidigte das Althergebrachte.

Nicht Freiheit, Befreiung aus "selbstverschuldeter Unmündigkeit" war sein Ideal, sondern Bindung, Bewahrung einer ins Rutschen geratenen Tradition. Donalitus sah die Bauernwelt von der andern Seite - bedroht vom Fortschritt einer städtischen Zivilisation, von "schlechten Herren" und nichtsnutzigen Knechten, die ihre "natürlichen" Pflichten vernachlässigen, von Fremden, die in das Land eindringen. Unter den litauischen Scharwerken fand er noch eine weitgehend intakte, naturgemäße und gottgefällige Lebensweise. Wenn auch dort die Auflösungserscheinungen sich mehrten:

*„Ach, wo seid ihr geblieben, ihr Tage der littauschen Vorzeit,
Als noch die Preußen nicht wußten in deutscher Sprache zu reden,
Als sie noch keine Schuhe, noch teure Stiefel nicht kannten,
Sondern, wie 's Bauern geziemt, einher stolzierten in Bastschuh 'n...
Aber, daß Gott erbarm, es ist Schande wahrlich zu sehen,
Wie jetzt die Littauer, gleich wie Deutschen, oft prächtig gestiefelt,
Oder mit Schuhen erscheinen im Herbst auf den festlichen Mahlen.
Klumpen, wie wir mit den Deutschen die Holzschuhe nennen, sie
ziemen*

*Freilich den Littauern eben so wenig, wie Stiefel und Schuhe,
Wollten doch unsere Väter schon eben nicht loben.
Aber die neuen Stiefel mit dem fremd französischen Zuschnitt
Und die hochzierlichen Schuhe, sie scheuten sich, bloß sie zu nen-
nen.*

*His die Franzosen später, in unsere Mitte sich drängend,
Was nur zu sehr gelehrt französische Art und Manieren.
Unsere Väter, die alten, die einst noch Schulen nicht hatten,
Wußten von Katechismus und Fibel, freilich gar wenig,
Lernten aber dafür auswendig die heiligen Lehren. ...
Ach, ihr Littauer, ach herzlichste Brüder, ich bitt euch,
Stellen wir uns nicht gleich den verblendeten wüsten Gesellen. ...
So, nun hob ich als euer Kumpan euch alles verkündet,
Nicht nach französischer, oder nach deutscher Art euch belobend*

Sondern nach der Art der Bauern, als Freund und alter Bekannter, Ehrlich herausgesagt, so wie sich die Worte nur fügten. "

Die Amtsjahre des Landpfarrers waren Jahre der Krise. Das "Große Retablissement Preußisch Littauens" stiftete Unruhe in der bäuerlichen Welt. Die vom König geladenen Einwanderer wurden von den Einheimischen mit Mißtrauen beäugt. Die meisten, besonders die aus dem Salzburgischen und aus der französischen Schweiz, kannten die hiesige Wirtschaftsweise nicht. Sie mußten diese von den Litauern lernen und gebärdeten sich in deren Augen störrisch und hochmütig. Dazu kam die Bevorzugung der Zugereisten durch die preußische Politik. Innerhalb weniger Jahrzehnte veränderte sich das Gefüge der Dörfer. Die Neuen hatten eigene Höfe, wirtschafteten nicht in der Gemengelage, das lockerte den nachbarschaftlichen Kontakt. In die Kirchengemeinden zog ein stärker weltlich geprägtes Glaubensverständnis ein. Die neue Institution der Volksschule verordnete ein von Städtern formuliertes Wissen. Dagegen trat Donalitiuß auf, grundsätzlich und mit Humor. Seine "Metel" sind auch Moritaten, volkstümliche Ansprachen und Gesänge belehrenden Inhalts: "Und als sich das Littauervolk mit den Deutschen vermischte, da schwand auch, haben wir es doch gesehen, Bescheidenheit, Sitte und Anstand." Für Donalitiuß war Sitte ortsgelunden, bodenständig, keine allgemeine Norm, wie das aufgeklärte Jahrhundert behauptete, sondern eine konkrete - begründet und gewachsen durch das Zusammenleben der Landbewohner, auf diesem besonderen ockerfarbenen Fleckchen Erde. Und er schrieb darüber aus praktisch-sittlichen Gründen, als Verantwortlicher für das Tollmingkehmer Kirchspiel. Das heißt, er las seine Gedichte den Bauern vor und den Amtsbrüdern, die sich mit ähnlichem herumschlugen. An eine literarische Öffentlichkeit, ein Publikum außerhalb Preußisch Litauens, dachte er nicht. Von seiner Vita kennen wir nur das Gerüst und ein paar

anekdotische Details: Daß er sich mit den Amtsmännern anlegte zum Beispiel, sich in freien Stunden dem Bau von Barometern und Klavieren widmete und wie Kant ein Hypochonder war. Viel für einen Dorfpoeten, bitter wenig für den Schöpfer der litauischen weltlichen Dichtung und Bahnbrecher einer indo-germanischen Schriftsprache. Donalitus brachte einen Prozeß zum Abschluß, der in fast allen europäischen Ländern längst stattgefunden hatte. Er fertigte aus der ungezügelten Mundart des gemeinen Mannes ein Artefakt, den Grundbestand einer

Hochsprache. Noch war sie kräftig von der Rede der Bauern gefärbt, unter denen er lebte. Doch die Geschichte kehrte das zur Bewahrung Geschaffene gegen die Volkskultur. Die Worte und Sätze des Pfarrers wurden zum Vehikel einer Einheitsprache, die wie überall dem werdenden Nationalstaat zur Herrschaft über Denkformen, Lebensart und Leibhaftigkeit der Bauern verhalf. Plötzlich trat ihnen ihre Stimme als fremde entgegen - schwarz auf weiß, als Alphabet und Fibel, Gesetz und kanonisierter Glaubenssatz. Ungewollt bereitete der fortschrittsfeindliche Dichter einer neuen Zeit den Weg, zuerst Preußens Pädagogik, später der aufbrechenden litauischen Nation. Selten findet man einen historischen Umbruch so plastisch gefaßt im Bild eines Augenblicks: Ein Landpfarrer liest vor Bauern, was er ihrem Leben abgelauscht hat, und das Gelebte, Selbstverständliche, bisher nur mündliche Bewegte und Weitergereichte kommt als Text auf sie zurück. Ein Zeitgenosse, der Volkskundler Theodor Lepner, auch er ein Pfarrer, hat die Situation klug beschrieben: "Die Littauer in unserem Preussen ... können weder lesen noch schreiben. Die meisten wollen es auch nicht lernen. Ich selbst habe im Antritt meines Predigt-Amtes eines hiesigen Potables Sohn unterrichten und ihn bey mir frey halten wollen, allein sein Vater wollte es nicht wahrhaben, sprechend: Er möchte nur so (unwissend) bleiben, als er ist, sie bleiben alle gerne bey ihrem Bauer-Handwerck und Wissenschaft , mit dem

Pfluge aufdem Acker zu schreiben." Den ersten Respekt nötigte den Litauern der vom Blatte predigende Pfarrer ab. "Die hiesige jetzt lebende Littauer verwundern sich, daß man lesen und schreiben könne. Die meisten halten dieses auch höher, als daß man auswendig predige. Sie halten das Schreiben und die Schrift sehr hoch, doch weil sie dieser Oerter durch die darin wohnende Gelahrte und Deutsche sehr gemein ist, noch so hoch als die Indianer, welche im Anfange, da die Spanier in ihr Land gekommen, gemeinet, das geschriebene Papier könne reden." Unter den litauischen Redensarten gibt es eine besonders berühmte, die vermutlich aus dem 18. Jahrhundert stammt: "Siehe, der Deutsche will schon klug sein wie der Litauer". Es ist der stolze, mündliche Gegen-satz zum um sich greifenden Zauber des "redenden Papiers", das damals von den Deutschen in die Reservate der Litauer eingeschleppt wurde. Donalitius hätte ihn gewiß unterschrieben, auch wenn er objektiv auf der Seite des "Papiers" stand. Immanuel Kant hat aus der Distanz dem Selbstbehauptungswillen der Litauer seine Hochachtung ausgedrückt. In der Vorrede zu Mielkes Wörterbuch heißt es: "Daß der preußische Litauer es sehr verdiene, in der Eigentümlichkeit seines Charakters und, da die Sprache ein vorzügliches Leitmittel zur Bildung und Erhaltung deselben ist, auch in der Reinigkeit der letzteren, sowohl in Schul- und Kanzelunterricht erhalten zu werden. ... Ich füge zu diesem hinzu, daß er (der Litauer), von Kriecherei weiter als die ihm benachbarten Völker entfernt, gewohnt ist, mit seinen Oberen im Tone der Gleichheit und vertraulichen Offenherzigkeit zu sprechen, welches dieses auch nicht übelnehmen oder das Händedrücken spröde verweigern, weil sie ihn dabei zu allem Billigen willig finden." Kant und Donalitius zogen letztlich an einem historischen Strang. Dennoch darf man die Verschiedenheit der Blickpunkte, Anliegen und Sprachen nicht verwischen. Beispielhaft und zugespitzt kommen sie im Verhalten der beiden während des siebenjähri-

gen Krieges zum Ausdruck. Während Kant in Königsberg russischen Offizieren Vorlesungen hielt und die Zarin gnädigst um eine Professorenstelle bat, bewegte sich Donalitus auf bäurische Weise subversiv. Auf den Befehl zum Beispiel, zum Feste des Alexander Newski denselben von der Kanzel zu preisen, leitete er die Predigt folgendermaßen ein: "Er mag ein guter Mann gewesen sein, allein ich kenne ihn nicht und ihr kennt ihn nicht; deshalb wollen wir die Stelle der Heiligen Schrift 2. Timoth. 4, 14: Alexander der Schmied hat mir viel Böses erwiesen, der Herr bezahle ihn nach Werken - zum Texte für unsere heutige Betrachtung machen" (zitiert nach Passarge). Der Tollmingkehrer wurde vergessen. Die Romantik hat ihn entdeckt und gerühmt, doch die kommenden Zeiten verweigerten ihm den Platz, der ihm in der Literatur der Völker gebührt. In Deutschland führte man ihn weit unter Wert und seit der Reichsgründung als "deutschen Dichter". "Es ist wünschenswert", schrieb um 1902 der Volkskundler Franz Tetzner, "daß Donalitus einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte bekommt. Er hat in Deutschland Zeit seines Lebens gewelt und deutschen Boden und deutsche Staatsangehörige in seinen Geschichten behandelt, ganz abgesehen davon, daß er deutsch gepredigt, deutsch gedichtet und deutsche Prosa geschrieben hat. Von litauischen Dichtungen sind sechs Fabeln, eine poetische Erzählung und vier Idyllen aufbewahrt."

"Der ins Innere Gewandte"

Eine der letzten Nachrichten und Ansichten über Donalitus stammt aus dem Jahre 1947. Von einem Mann, der sich mit Schriftstellernamen "Vydunas" nannte und damals im westfälischen Detmold lebte. Er war 1944 vor der Roten Armee aus Tilsit geflüchtet und fand sich, bald achtzigjährig, im kriegszerstörten westlichen Deutschland nicht zurecht und wollte es wohl

auch nicht. Während die Menschen in seiner Umgebung sich ums Überleben sorgten, während seine Literatenkollegen über die zertrümmerten Städte- und Seelenlandschaften schrieben, die Hitlerei, die Besatzungsmächte und den aufkommenden Kalten Krieg, versuchte er, so zu tun, als wäre nichts geschehen. Im Winter zog er auf Schlittschuhen seine Schleifen auf dem Detmolder Schloßteich und stellte sich vor, es sei der Tilsiter. Er achtete penibel auf vegetarische Ernährung, bemühte sich wie gewohnt um Askese, meditierte täglich, arbeitete diszipliniert an den alten Themen. Damals beendete er ein längst überfälliges Manuskript mit dem Titel "Die Lebenswelt im Preussischen Litauen ums Jahr 1770 nach den Dichtungen des Pfarrers Christian Donelaitis mit ihrer völkischen Bedeutung". Es erschien 1947, herausgegeben von der Verlagskommission des Hilfsausschusses für Klein-Litauen, in einer deutschen und einer litauischen Ausgabe. Die Schrift ist im wesentlichen eine Nacherzählung der "Metai", paraphrasiert liebenswürdig und naiv, was Donalitius über Frühling, Sommer, Herbst und Winter sagte. Man spürt, wie der Schreiber sie nacherlebte - das Zwitschern der Schwalben, das Johannistfest, der Erntegesang, das Heulen der hungrigen Wölfe im Schnee. Er ereiferte sich - im Präsens - über dreiste Holzdiebstähle eines Scharwerkers, über die "gepuderten Herren", die Rheinwein trinken und ihre Bauern treten, über gottlose Flüche und Unachtsamkeit beim Einwecken der Früchte. So wie wenn das Jahr noch immer so verlief oder zumindest so aus der Erinnerung des Lesers aufgerufen werden könnte. Zur aberwitzigen Wirklichkeit der Erzählung gehört, daß Vydunas sie als aktuelle Botschaft zur Zeit und Orientierung für seine Landsleute betrachtete. Viele waren Flüchtlinge wie er. Sie saßen in den alliierten Lagern für "Displaced Persons" oder waren auf dem Wege nach Amerika oder Australien. Andere waren nach Sibirien verschleppt worden, und wer im Lande geblieben war, hatte sich unter der Herr-

schaft Stalins zu ducken. In dieser desolaten Lage rief er dazu auf, sich auf "das wesenhafte Menschentum der Litauer" zu besinnen. Er mahnte zur Geduld und tröstete die in alle Winde Verstreuten, indem er ihnen noch einmal seine alte und liebste These vortrug: daß die "völkische Substanz" eines so "reinen Stammes" niemals sterben könne. Wer die Zukunft fürchte, möge in die Schatzkammern der Vergangenheit schauen, auf Done-laitis zum Beispiel und seine Bauern. Der Weltfremdling ist die Schlüsselfigur für die Überlieferung der Poesie von Donaliti- us an die Litauer. Seine Biografie steht für die eigenartige und schwierige Beziehung Litauens zu seinem Kulturerbe. Vydunas war Preuße, mit bürgerlichem Namen hieß er Wilhelm Storost, und er ist geboren 1868 in Jonaten, einem Dorf jenseits der Memel, nahe Heydekrug, in eben dem Landkreis, wo auch Hermann Sudermann zuhause war. Fünf Kilometer nur und zehn Jahre trennten ihn von der Jugendheimat des berühmten Kollegen, was er und und in geringerem Maße wohl auch der ältere Sudermann als schicksalshaft empfand. Die beiden waren wie Donaliti- us und Kant Vettern, die verschiedene Wege gingen. Der eine einen litauischen, der andere einen deutschen, mit dem Unterschied nur, daß sie sich darüber verständigten und stritten. Ursprünglich hatte der Jonater fortgewollt nach Indien. Aber seine schwache Gesundheit verbot ihm, Missionar zu werden. So blieb er im Lande und wurde Lehrer, zunächst in Kinten am Kurischen Haff, ab 1892 in Tilsit. Am dortigen Gymnasium unterrichtete er klassische Sprachen. Daneben, und das war sein eigentliches Lebenswerk, erforschte und beförderte er die Tradition des Litauischen auf preußischem Boden und auf der anderen Seite der Grenze. Er wußte von Anfang an, daß er für eine Sache kämpfte, die seit Donaliti- us Zeiten auf dem Rückzug war. Dennoch glaubte er, daß ein erhöhtes „geistiges Niveau“ die Landsleute, die mehr und mehr ihre litauische Herkunft abstreiften, zurückgewonnen werden könnten. Wenn die

litauische Sprache und Kultur über das Bäuerliche hinauswachsen und eine gebildete, bürgerliche Schicht entstünde, könne sie überleben und vielleicht sogar den Grund für eine Nation formen. Storost gründete 1895 einen litauischen Gesangsverein. Er komponierte Lieder, schrieb kleine Theaterstücke, die er selbst zur Aufführung brachte und tingelte mit dem Chor und der kleinen Schauspieltruppe über die Dörfer. In einer Monatsschrift mit dem Titel "Jaunimas" agitierte er mit der ihm eigenen Sanftmut die Jugend, sich im Sinne ihrer Herkunft zu bekennen und zu vervollkommen. Der vielseitig Begabte war ein Einzelgänger. Am liebsten schwebte er in den Höhen der Philosophie, und er mied mit Bedacht und einer gewissen Verachtung die Niederungen der Politik. Einerseits um in Preußen und Deutschland nicht anzuecken, und weil er wie alle preußischen Litauer ein loyaler Staatsbürger war. Andererseits war die Lage im russischen Litauen zu undurchsichtig und brisant, als daß er aus der Ferne für einen Weg in die Freiheit hätte Verantwortung übernehmen können. Als Politiker wäre er ein "Wilhelm ohne Land" gewesen. Unter den herrschenden Umständen war also das Abseits der Philosophie der sicherste Platz. Das Zeitgeschehen holte ihn schließlich ein. Als im ersten Weltkrieg sich eine Chance für einen Staat der Litauer abzeichnete, ergriff er das Wort und öffentlich Partei. Nach dem Zusammenbruch der Zarenherrschaft im Baltikum hatte er gehofft, die Deutschen könnten Geburtshelfer der litauischen Nation werden. Tief enttäuscht beobachtete er, wie eine neue Besatzung die alte ablöste, wie deutsche Soldaten das Land als Beute nahmen und die dort installierte Verwaltung es sich wie eine Kolonie zu eigen machte. 1916 brachte er ein lange vorbereitetes Buch heraus "Litauen in Vergangenheit und Gegenwart", und versah es mit einem aktuellen, geharnischten Vorwort, das die Deutschen anklagte, an einem Volk, das ihnen freundlich gesonnen war und seit Jahrhunderten verbunden, schuldig zu werden. Es ap-

pellierte zugleich an die Weltöffentlichkeit, doch endlich die Existenz des Dreimillionenvolkes zur Kenntnis zu nehmen. Auf gut hundert Seiten stellte Storost dann die Litauer vor. Um Verständnis bittend für deren Hinterwäldlertum, erklärte er, warum dieses in den Begriffen einer geistigen und gefühlsmäßigen Welt mindestens ebenso hoch stehe wie die großen Kulturen und moralisch sogar höher als die meisten, weil die Litauer seit dem Mittelalter immer Unterdrückte gewesen seien. In diesem Sinne hätten sie den von Macht und städtischer Dekadenz kranken Nationen auch etwas zu geben.

In das Jahr 1916 fiel auch die erste persönliche Begegnung von Storost mit Hermann Sudermann. Der schon lange in Berlin lebende Autorenkollege recherchierte seinerzeit in der Heimat den Stoff für die "Litauischen Geschichten", und er bat den volkskundlich und sprachlich so bewanderten Jüngeren in einigen Spezialfragen um Rat. Im November besuchte er Storost in der Tilsiter Kasernenstraße. "Storost holt mich vom Bahnhof ab", schrieb Sudermann später in sein Tagebuch. "Kleines, vertrocknetes Männchen, mit dünnem, altem Denkergehalt Ende vierzig. - Gehen zu ihm. Fast dreistündige Unterhaltung folgt, die ich in meinen Notizen sorgfältig notiert habe. Hat sich infolge der Bedrückungen der Litauer in Rußland durch unser Heer innerlich von deutscher Sprache abgewandt und wünscht nicht mehr, daß Litauer unter deutsche Hoheit kämen." Die despektierlichen Bemerkungen deuten den Gegensatz der Männer an. Der eine verfolgte den Kriegszeiten zum Trotz ein neues literarisches Projekt, das die litauischen Bauern zum Gegenstand hatte. Der andere ließ aus Sorge um das reale Schicksal derselben die Poesie fahren und verstrickte sich in die Politik. Die Differenz im Aktuellen ist grundsätzlicher Natur, produktiv offenbar für beide, schmerzhaft wohl nur für einen, für Storost, der Sudermann ernsthaft und ergeben bewundert. Der jener Begegnung folgende Briefwechsel wurde vor allem vom Tilsiter

immer wieder in Gang gebracht. An Sudermann rieb er sich, weil der sein eigenes Thema besetzte und es publikumswirksam in die Szene setzte: "Von den Litauischen Geschichten Hermann Sudermanns wird deutscherseits viel Rühmens gemacht. Sie haben zweifellos dichterischen Wert. Dennoch sind den auftretenden Personen meist nur äußerliche Züge eigen. Ihr Wesen ist wenig litauisch. Die auftretenden Personen haben zuweilen Eigentümlichkeiten, die eher an gewisse Frauen der Großstadt erinnern. Nur ist ihr Kostüm litauisch und ländlich." So offen kritisch äußerte er sich erst nach Sudermanns Tod. Im unmittelbaren Gedankenaustausch mit ihm ging es eher um Details, um Wendungen vor allem der Dainos, um sprachliche Feinheiten und Variationen bei ihrer Übertragung ins Deutsche. Doch selbst im winzigsten Disput und hinter der freundlichsten Fachsimpelei läßt sich die Kluft erkennen. Zum Beispiel kritisierte Wilhelm Storost in der Geschichte "Die Reise nach Tilsit" die Verwendung einer Daina. Deren Anfangszeile lautete in deutscher Übersetzung: "Simonene, wie kamst du zu dem Kinde?" Sudermann hatte sie so aufgefaßt, als äußere sie Verwunderung darüber, wie eine Ledige ein Kind bekommen könne, also als Frage nach einem dörflichen Skandal. Seine Litauischkenntnisse hätten ihn eigentlich dazu führen müssen, die Simonene als verheiratete Frau zu identifizieren. Ein Fräulein nämlich wäre in dieser Sprache, die in den Endungen unterscheidet, eine Simonike. Sudermanns Ungenauigkeit lag ein weitergehendes Unverständnis zugrunde. In seinem Denken machte es keinen Sinn, eine verheiratete Bäuerin zu fragen, wie sie zu einem Kinde kommt. Er verstand nicht den Horizont der Daina und daß es darin um etwas ganz anderes ging. Das Lied wurde gesungen nach überstandenerm Wochenbett oder abends nach der Taufe und umschrieb das Wunder der Menschwerdung. Nicht im christlich-religiösen Sinne, sondern es meinte ganz konkret und stofflich das Geschehen im Inneren des Frauenleibes, wie es

erfahren und empfunden wurde. Es besang eine Wirklichkeit, in der Beischlaf und Zeugung, die Stockung des Blutes, der wachsende Bauch und die Leibesfrucht noch nicht in einem biologischen, von der medizinischen Wissenschaft geleiteten Zusammenhang begriffen wurde, sondern über die Sinne, den Schmerz und die Praxis des Gebarens und des Aborts, und in der das Unsichtbare angefüllt war mit Phantasien und symbolischen Bedeutungen. Wilhelm Storost wußte noch etwas davon, wenngleich er in diesem besonderen Fall, der das weibliche Dasein betraf, eher allgemein argumentierte: "So klingt in jener Daina dieselbe tiefe Auffassung vom Lebensgeheimnis wieder, die auch in dem Worte von Goethe ihren Ausdruck findet: "Die Dichter kommen zu ihren Werken, wie die Frauen zu ihren Kindern. Sie wissen nicht wie." Und daraus erhellt der ungeheure Unterschied zwischen der litauischen Denkweise und der des deutschen Schriftstellers". Dieser ist tatsächlich ungeheuer, an ihm verläuft die Scheidelinie zwischen einer traditionellen und einer modernen Gesellschaft. Und aus ihm erhellt ebenfalls, warum der "deutsche Schriftsteller " Erfolg haben konnte und Storost mit denselben Stoffen nicht. Sudermann bediente die Sehnsüchte der Großstädter mit einem farbigen Naturalismus, worin das Litauische mehr oder weniger Folklore war und die Konflikte die Perspektive der Stadt nachmodellierten. Storost vertiefte sich in einen Sinn, der im realen Leben kaum noch Korrespondenzen hatte und sich nur aus Vergangenen nährte. In politischer Hinsicht erfüllte sich allerdings - und fast schon nicht mehr erwartet - ein Traum. Litauen wurde ein Staat. Beinahe wäre es durch einen geschickten Schachzug Wilhelms II. eine konstitutionelle Monarchie geworden. Die erste Taryba (das Parlament) wählte im Juli 1918 den Herzog Wilhelm von Urach, Grafen von Württemberg, zum litauischen König. Für einen Augenblick schien ein Zusammengehen der beiden Länder möglich. Wenige Monate später, mit der deutschen Niederlage,

zerriß das Band. Litauen wurde zerrieben von seinen alten Abhängigkeiten, in Kämpfen mit dem nun sowjetischen Rußland und dem ebenfalls um seine Selbstständigkeit ringenden Polen. Wilhelm Storost bangte mit um die schwierige Geburt, und auch nach dem Ende der Wehen ließ ihn die Politik nicht los. Das junge Litauen brauchte Fürsprecher und Dolmetscher, die im benachbarten Deutschland gut Wetter machten. Außerdem weckte der Erfolg im ehemals russischen Litauen, das nun von der Völkergemeinschaft anerkannt war, die Hoffnung, die preußischen Litauer könnten wenigstens eine kulturelle Autonomie erreichen. Letzteres war völlig illusionär. Seit Tilsit Grenzstadt geworden war durch den Beschluß von Versailles und mehr noch nach der gewaltsamen Annektion des Memelgebiets durch litauische Truppen, gab es für Storosts Wünsche kaum noch Verbündete. In Versammlungen wurde ihm vorgeworfen, daß Litauen in den Verhandlungen um sein künftiges Staatsgebiet noch weitere Teile Ostpreußens gefordert hatte und es die Rechte der Deutschen in den einverleibten Kreisen auf der anderen Seite der Memel mit Füßen trat. Dem konnte man schwerlich etwas entgegenen, und auch die sonstige Politik Litauens bot wenig Stoff für Sympathiewerbung. Am Ende langer innerer Querelen stand im Dezember 1926 ein Staatsstreich, aus dem die "tautininkai" (die Völkischen) als Alleinherrscher hervorgingen und fortan das Land unter Kriegerecht regierten.

Wilhelm Storost saß zwischen allen Stühlen und am Rande der Resignation. In einem Brief an Hermann Sudermann vom November 1927 bekannte er : "Und nun das Litauertum - sei es in Preußen, sei es in Litauen. Wie war das vor und gleich nach dem Kriege! All die Leute schienen einen inneren Schwung und einen Glauben zu haben, als ob ihre Seelen beflügelt wären. Aber dann kam die Politik und mit ihr ein Verlust der litauischen Natürlichkeit und Idealität, und an deren Stelle trat der

Materialismus, das Machtverlangen, die gegenseitige Bekämpfung und Zerklüftung, eine allgemeine Nachahmungssucht fremder Art, die blödeste Eitelkeit, allgemeines Mißtrauen andern gegenüber, die Merkmale eines kleinen Gernegroß und völliger Mangel an Glauben an die großen Seins- und Entwicklungsgesetze. Da scheide ich mit meiner Art immer mehr aus. Man möchte mich als einen Mehrer des Litauertums und mir schwebt doch viel mehr vor, nämlich seine Veredelung. Und so scheint es, als ob meiner dort die Verlassenheit, wenn auch nicht die Vergessenheit wartet. ... Und nun das Memelland. Von den äußeren Verhältnissen weiß ich wenig. Man sagt in Tilsit, daß die litauischen Beamten sich durch ihre angenehme Art auszeichnen. Im übrigen prallt dort zusammen, was die Tragik meines Lebens bedeutet." Storosts Tragik war, daß er in Nationallitauen keine neue geistige Heimat gewonnen hatte und die seiner Väter im Preußischen endgültig verloren ging.

Von der entspannten Gastlichkeit der Jahrhundertwende, als Tilsit Gelehrten und Künstlern ein Forum bot, das Vergangene nachzuschmecken und zu analysieren, war nichts mehr zu spüren. Storosts Post wurde kontrolliert, er geriet in Verdacht, ein Staatsfeind zu sein. Um 1927 begann er mit der Vorbereitung einer Bilanz und Selbstverteidigung. "Siebenhundert Jahre deutsch-litauischer Beziehungen", ein monumentales Werk im Stile eines Melodramas. Seine lyrische Ouvertüre beschreibt das "Antlitz Preußisch Litauens" - Sonne, Luft, Meer und Land, das Feuer, Sprache und Gesang. Dann gestaltet Storost durch die Jahrhunderte den Kampf zweier Prinzipien, des Litauischen, das sich harmonisch mit der Natur verbindet und die Selbsthaftigkeit liebt, und des Deutschen, das heftig und erregbar die natürliche Ordnung verletzt und den angestammten Platz gern verläßt. Storost stellt der düsteren, blutigen Sage der Nibelungen, dem Genialischen und "Faustischen" die heitere Innigkeit der litauischen Dainos gegenüber und entwickelt daraus ein Profil

der Volkscharaktere. Dieses ist die Grundkonstellation des 700jährigen historischen Dramas - angefangen mit dem Deutschen Orden, dessen Expansionsdrang die litauischen Großfürsten zur Verteidigung und in den Heldenmut zwingt, bis zur Gegenwart, da das Volk der Bauern und Sänger, selbst schon vom Kämpfen deformiert, die letzte Substanz gegen innere und äußere Feinde zu retten versucht. In einem der mittleren Akte kommt das Gefecht überraschend zum Erliegen. Das 18. Jahrhundert tritt auf, fröhlich und arbeitsreich, und es beweist die Möglichkeit einer produktiven deutsch-litauischen Symbiose. Die preußischen Könige zeigen Talent zum Regieren, sie achten die Litauer als "Träger der Bodenkultur" und fördern ihre sprachliche und geistige Entwicklung. Die Symbolfigur der Zeit ist Donelaitis, der Bauernpfarrer, Hexameterschmied und Barometererfinder. Er hat "gleichsam die Einreihung des Litauertums in das Leben der bekannten Völker vorbereitet und das gar aufgewinnende Weise getan." Warum führt der hoffnungsvolle Weg nicht weiter? Storost konstatiert nur die wiedereinsetzende negative Dynamik. Die Tragödie nimmt ihren Lauf, wie und warum auch immer, und der "Heimatmensch" unterliegt. Wer dies nicht hinnehmen will, muß den Boden historischer Tatsachen und Beweisführungen verlassen. Storosts Rebellion führte ihn zwangsläufig aus der Geschichte überhaupt heraus. Hoffnung konnte nur aus anderen Regionen kommen. Er setzte auf zwei Mächte. Erstens auf die indische Philosophie, deren spirituelle Kraft, anknüpfend an die Verwandtschaft des Litauischen mit dem Sanskrit, den Mutlosen wieder Leben einhauchen sollte. Zweitens auf die Gesetze der Biologie: "Menschen litauischer Herkunft können nie Deutsche werden. Die völkische Eigenart ist doch nun einmal durch die aus dem Keimplasma wirkenden Gestaltungskräfte gegeben. Und sie kommen nicht nur durch die Atmung der Zellen des Leibes, durch jeden Pulsschlag, sondern auch durch jede Bewegung der Organe und

genauso durch das Wort zur Geltung und spiegeln sich im Fühlen, Wollen und Denken des Menschen wider. Die Gestaltungskraft umzuwandeln, steht in keines Menschen Gewalt. Durch Jahrtausende ist sie gereift. Bei den Litauern sogar durch eine besonders lange Zeit. Ist doch die litauische Sprache eine der ältesten in Europa. Nur Blutsverbindungen könnten eine Angleichung geben. Aber eine Verschmelzung wird auch dadurch nicht erreicht. Die Natur stellt sogar selber durch die "Entmendelung" die alte Eigenart wieder her. ... Darum gibt es in unserer Heimat noch immer eine litauische Volkskultur. Das Blut ist ihr Element." Durch Storosts Texts fliegen Worte, die eigentlich und bis dahin nicht zu seinem Weltbild gehörten. Er entlieh sie aus der zeitgenössischen Genetik, wie sie damals durch die Presse geisterte. Wir haben uns heute daran gewöhnt, ihre Argumente als Gerüst einer "Herren-menschenideologie" zu sehen. Sie sind rassistisch ohne Zweifel. Aber die vergessene Kehrseite ist, und das erklärt ihre Wirksamkeit, daß sie Trost bot im Verlust. Was bleibt, wenn eine Sprache stirbt, wenn ein Vater seinem Sohn nicht mehr zeigt, wie man ein Boot baut? Das "Keimplasma" - als Kontinuum, als Substrat für historische Vielfältigkeiten, als einzig unzerstörbares Element. Die "Entmendelung" - als Gesetz der Wiederherstellung eines Generationenzusammenhangs und letzter Rettungsanker verlorener Identität. "Dem Blute nach" mußte es nach Storosts Berechnungen noch etwa eine halbe Million Litauer im nordöstlichen Preußen geben. Sein Ausblick war verhalten optimistisch. Vor allem weil er in seiner deutschen Umgebung Gedanken registrierte, die den eigenen verwandt schienen. Den Überdruß an der technischen Welt, die Rückbesinnung auf "Volkstum" und "natürliches" Leben verstand er im Sinne einer sich anbahnenden universellen Umkehr. "Es dämmert ein neuer Menschheitstag. 700 Jahre eines Mittelalters sind vergangen. ... Mit dem

Anbruch der neuen Zeit geht auch eine neue Zuversicht auf." Diese Zeilen schrieb er 1932.

Seine wahnwitzige Hoffnung mochte er sich nicht einmal durch gewaltsame Belehrungen trüben lassen. Kurz vor Drucklegung seines Buches wurde er nach einem Vortrag von Braunhemden beleidigt und mit Steinen beworfen. Anschließend schleppte der Mob eine Strohuppe, die den Philosophen karikierte, auf die Luisenbrücke und verbrannte sie unter nationalistischen Gesängen. "Vydunas" heißt im Sanskrit "der ins Innere Gewandte". Der Schriftstellernamen, den Storost sich schon vor langem zugelegt hatte, wurde nun mehr und mehr zur Lebensmaxime. Er war gesellschaftlich ortlos geworden. Dennoch blieb er in Tilsit und übte sich in Geduld und Furchtlosigkeit. Und er ignorierte die Gefahr. Selbst als die Nazis ihn zwei Monate ins Gefängnis steckten. In diesem Fall schützte seine Weltfremdheit ihn tatsächlich. Die Gestapo entließ ihn offenbar, weil sie mit seinen philosophischen Antworten nichts anfangen konnte. Auch in Litauen konnte er, seit 1940 die Rote Armee das Land besetzte, nicht mehr auf eine Zuflucht hoffen. Er blieb im Herzen des alten preußischen Litauen, und als im Herbst 1944 die Rote Armee an der Memel stand, schloß er sich selbstverständlich dem großen Strom nach Westen an. Wohin sonst sollte er sich nach einer siebenhundertjährigen deutsch-litauischen Geschichte wenden? Nach diesem dritten großen Einschnitt in seinem Leben entwickelte er kein neues Konzept mehr für das Überleben des Litauertums. Sein letztes größeres Manuskript war, wie gesagt, eine Reminiszenz an das glückliche 18. Jahrhundert. Eine Lektüreempfehlung an die Landsleute, denen er seine Freude beim Lesen mitteilte. Vydunas starb im Februar 1953 in Detmold, an einer Lungenentzündung vermutlich, die er sich bei der Gymnastik am offenen Fenster zugezogen hatte.

Vydunas hat das Nachleben des großen Donelaitis maßgeblich beeinflusst. Wer über den einen sprach, mußte über den anderen

sprechen und umgekehrt, ob in den kleinen Zirkeln der Litauer in Deutschland oder in den größeren Gruppen im amerikanischen Exil oder in den Dissidentenkreisen im Lande selbst. In Sowjetlitauen, wo jahrzehntelang die nationale Tradition unterdrückt wurde, haben Vydunas' Schriften die Aufmerksamkeit auf preußisch-litauisches Gebiet gelenkt. Seine Übersteigerung des litauischen Anteils in der Siedlungs- und Kulturgeschichte, die gefühlvolle Stilisierung der historischen Opferrolle der Litauer und die schwebende Unwirklichkeit des Szenarios paßten in die Bedürfnisse der Untergrundbewegung. Als diese Ende der 80er Jahre zur Macht drängte und vor der Aufgabe stand, eine staats- und gemeinschaftsbildende Ideologie zu kreieren, spielte wiederum Donelaitis in der Lesart von Vydunas eine nicht unwichtige Rolle. Während man sich in "Groß Litauen" zum Beweis historischer Geltung nur auf die nicht gerade rühmliche Zwischenkriegsperiode berufen kann und dann ins Mittelalter zurückgehen muß, weil dazwischen Polen und Russen die Kultur des Landes prägten, hat Preußen im 18. Jahrhundert ein strahlendes Exempel zu bieten. Das "kleine Litauen", wie man das Gebiet nennt, stützt auch heute, nach noch einmal fünfzig Jahren des Substanzverlustes, die Legitimation und Identität der Nation.

Der Sänger Sarmatiens

Noch ein dritter ist im Bunde. Er liebte Donalitus und verehrte Vydunas, und er teilte mit ihnen viele Prägungen und Leidenschaften. Johannes Bobrowski, der 1917 in Tilsit Geborene, war Eisenbahnersohn, aber sein Selbstverständnis und seine Poesie schöpfte er mehr aus den memelländischen bäuerlichen Ferienparadiesen. Es ist gewiß unzulässig, über eine Spanne von mehr als zweihundert Jahren Biografien vergleichen zu wollen. Jedoch aus der Ferne des Heute erscheint die Kohärenz im Raum

dichter als die Differenz der Zeit. Donalitiuss, Vydunas und Bobrowski, beileibe nicht von einem Schläge, vereint über das Landschaftliche hinaus ein bestimmtes für Preußens Osten charakteristisches Milieu: ein undogmatischer Protestantismus, innerlich und brüderlich, in den noch heidnisch Mystisches einfließt; eine Begeisterung für die Antike und deren Sprachen, die die eigenwilligsten Verbindungen mit den Mythologien der regionalen Frühgeschichte sucht; eine Nostalgie, die den vorwärtsstürmenden Zeiten ihre Schattenseiten vorhält; ein Lebensgefühl, das sich stark von transrationalen Vorstellungen und Wünschen leiten läßt, von Naturerlebnissen und Liedern, vom Volksmund und von Spökenkiekereien; ein moralischer Rigorismus, der nicht so sehr auf politische Gestaltung aus ist, sondern auf Zeugenschaft, also der Darlegung einer Wahrheit für die Nachwelt. Das sind Konturen, nicht überzubewerten und nicht zu unterschätzen. Hinzufügen ließen sich gewisse Parallelen der Lebensläufe, etwa die hervorstechende musikalische Begabung der drei oder der gesellschaftliche Mißerfolg zu Lebzeiten und darüberhinaus. Alle hatten Gemeinden, eine gewisse Anzahl von Verschworenen, die sie hoch schätzten und die ihnen gelegentlich, weil die Gesellschaft so wenig zahlte, finanziell unter die Arme griffen. Auf Seiten der historischen Verlierer lebte man zu keiner Zeit komfortabel. Johannes Bobrowski nahm eine Stafette auf. Ganz bewußt, und er tat es in dem Wissen, daß er letzte sein würde. Seine Dichtung setzte ein nach dem Zeitenbruch. Anders als Vydunas, der ihn noch erlebte, aber ihn eben nicht wahrhaben wollte, ging Bobrowski von den historischen Tatsachen aus: "Die im Neolithikum begonnene Seßhaftwerdung der Jäger, Fischer und Sammler, die Inbesitznahme des Bodens, die Bindung an ihn hat bis heute angedauert. Dieses Zeitalter geht zuende, mit ihm also Vorstellungen wie Heimat, Heimweh, politisch: Nationalstaaten, Nationalbewußtsein, die zu Provinzialismen werden. Die Kontinente rücken zusam-

men, Technik ermöglicht Denken in Großräumen. Mit diesem Bewußtsein konzipiere ich eine Übersicht des unwiderruflich Vergehenden für einen Raum, in dem diese Bindungen an den Lebensraum besonders tief verstanden worden sind: aber als Reisender, wenn Sie wollen, als Wanderer, ein nicht mehr Dazugehöriger, als einer, der kommt und weggeht." Der Wanderer und der Flüchtling waren für Bobrowski die Figuren des neuen Zeitalters. Das hatte ihn der Krieg gelehrt und seine Folgen. Er fügte sich darin, weil er sich als Deutscher schuldig fühlte, und nahm sein Schicksal an als Strafe im biblischen Sinne. 1949, nach der Rückkehr aus sowjetischer Kriegsfangenschaft, hatte er zunächst geglaubt, er habe sich zum Kommunisten gewandelt. Doch die DDR belehrte ihn eines Besseren, indem sie ihn zum Außenseiter machte. Vor allem seine Gedichte und Erzählungen über Ostpreußen verletzen ein Tabu. Die Vergangenheit hatte "erledigt" zu sein. Die Region war polnisch und sowjetisch geworden, und nur als solche durfte sie öffentlich behandelt werden. Bobrowski setzte sich darüber hinweg. Geographisch gesehen war sein neuer Wohnort für das Vorhaben günstig. Es war Ost-Berlin, sein östlicher Rand, das fast dörfliche Friedrichshagen, ein Haus mit Garten in einer Ahornallee. Hier fühlte er sich der Heimat relativ nahe, erlebte er in der Familie mit seiner Frau Johanna, der preußisch-litauischen Bauerntochter, die Nähe des Vergangenen. Bobrowski interessierte das Völkergemisch seiner Heimat. Die Berührungen des Deutschen mit dem Litauischen, der Einfluß des Polnischen, das in eigenen Familie vorkam. Die Außenseiter, die den anderen vergangene oder künftige Stadien der eigenen Entwicklung zeigten - wie das Kurenvolk, das damals noch die Größe eines Indianerstammes hatte und noch immer keine vollständig verschriftlichte Sprache, die "Judenheit" und die Zigeuner, deren Nomadentum schon früher begann, und die Prußen, die in diesem Raum untergingen, als erste, vor den anderen. Anfangs stand

deren aller Verwurzelung im Landschaftlichen im Vordergrund, die Nachbarschaften unter dem einen Himmel, später mehr und mehr die Konfliktstoffe. Sein letztes Werk, einen schmalen Roman, widmete Bobrowski Donalitus. Ihm, seinen Freunden im 20. Jahrhundert und dem Problem des Hersteilens von Kunst in schwierigen Zeiten. "Litauische Claviere", der Titel schon faßt die Ebenen des Erzählens ins Bild. Allerdings nur für den Eingeweihten, und nur ihm wird sich das anspielungsreiche und zugleich auf Äußerste verknappte Szenario erschließen. Bei seinen Lesern kann sich Bobrowski kaum noch auf Selbstverständliches und Bekanntes berufen. So stolpert der Unkundige durch einen hinreißend kuriosen, fast exotisch anmutenden Plot: Zwei Tilsiter, der Konzertmeister Gawehn und der Schullehrer Voigt, wollen eine Oper schreiben. Was gibt es Naheliegenderes im Jahre 1936, in einer Kleinstadt? Fachsimpelnd über das Libretto, über Melodien und Terzen spazieren die beiden über den Töpfermarkt, Buttermarkt, Gänsemarkt, Fischmarkt. Es ist Sonnabend, ein Junitag. "Also sagen wir kurz, daß es um Christian Donalitus geht, in dieser Oper, einen litauischen Dichter, also besser um Kristijonas Donelaitis, Pfarrer zu Tollmingkehmen vor 200 Jahren, einen Mechanikus, Linsenschleifer, Thermometer- und Barometerbauer, Hersteller dreier Claviere (ein Fortepiano, zwei Flügel), der Idyllen geschrieben hat, litauische Hexameter, vor Klopstock, aber nach dem gleichen Prinzip: Hebung gleichbetonte Silbe und so weiter, aber doch anders, nämlich über die Leute, Kleinbauern und Mägde, und über die ländliche Arbeit, Idyllen ohne Schäfer und Schäferin, aus Liebe, es ist schon gesagt: zu wem. Und es könnte einen reißen, wieder davon zu lesen." Voigt und Gawehn haben sich darin verstiegen, und sie wollen an diesem Wochenende einen Experten für litauische Lieder besuchen, einen Lehrer Potschka in Willkischken. Das ist nicht weit von Tilsit, aber auf litauischem Hoheitsgebiet, jenseits des Stroms, mit der Kleinbahn und einer

Grenzkarte gleichwohl schnell zu erreichen. Es ist müßig, von den Verwicklungen der Reise und des Ankommens zu berichten. Es wäre wie eine endlose Reihe von Anekdoten von einem Familientreffen. Wer Oljane, das späte Mädchen mit den zwei Hochzeitsausstattungen und den geschwollenen Füßen nicht kennt, wird sich nicht amüsieren. Die Handlung steuert, Details beiseite, auf einen Konflikt zu. Anderntags ist Mittsommer, im nahegelegenen Bittehnen und auf dem litauischen Götterberg Rombinus wollen verschiedene Gruppen das Johannisfest feiern. Der Vaterländische Frauenverein hat ein Rührstück über die Königin Luise einstudiert zur Erbauung der deutschen Gäste. Von litauischer Seite ist die Aufführung von "Vytautas Didysis" geplant, eines Schauerdramas über das hohe Mittelalter. Die Opernfreunde mischen sich unters Volk, in der Hoffnung, regionales Brauchtum zu erleben. Gewalt liegt in der Luft, wie verloren stehen Voigt und Gawehn auf der kleinen Lichtung in der Nähe des heiligen Opfersteins "dieses gewissen Perkunas, welcher donnern kann", und sprechen über die Möglichkeiten ihres großen Werkes, ob es noch jemanden angehen wird in Litauen oder in Deutschland und ob man über Kunst Gegensätze versöhnen könne. Unvermutet taucht plötzlich ein Herr Storost auf. Er freut sich über den Idealismus der Kollegen, aber so recht wird kein Gespräch daraus. Storost ist tatsächlich Vydu-nas. Er ist die einzige nichtfiktionale Figur des Romans. Bobrowski porträtiert ihn zurückhaltend und kommt der Wirklichkeit wohl sehr nahe. Vydu-nas wirkt schweigsam und in sich gekehrt, und obwohl er Partei ist an diesem Abend, denn er ist der Autor des "Vytautas Didysis", ist er nicht bei der Sache. Die herzlichsten Begrüßungen und Ehrenbezeugungen scheinen durch ihn hindurch zu gehen. Er reist ab mit dem Dampfer, bevor das Fest den Höhepunkt erreicht. Die Johannisfeuer werden entzündet, ein Rest des alten Ritus wird sichtbar. Die Nacht endet mit einer Schlägerei und einem Mord. Das Opfer ist

Potschka; er hat sich vor dem gelehrten Disput und den sich anbahnenden Feindseligkeiten zurückgezogen und ist auf das Gerüst eines trigonometrischen Punktes geklettert, um auf die Memel zu schauen und seinen Gedanken über Donelaitis nachzuhängen. Vor seinem inneren Auge entwickelt sich eine saftige, chaotische litauische Bauernhochzeit. Er lauscht den Gesprächen, erkennt im Wirrwarr der Stimmen die des Pfarrers, wie er seine Hexameter vorträgt. Mitten im Träumen wird er vom Turm gestürzt, der Täter bleibt im Dunkel. Seine Braut Anna Regina findet ihn schwerverletzt, in ihren Armen phantasiert er fiebernd weiter. Er sieht Donelaitis mit zwei Amtbrüdern das dritte Clavier ausprobieren. Sie stimmen es und debattieren über die Tonhöhen, mögliche Fehler in Konstruktion und ob das Holz noch arbeitet, und einer von ihnen gibt zu bedenken, "daß am schönsten die verstimmten Claviere sind, die leicht verstimmten, vor allem in den Oberlagen." Anna Regina will den Liebsten zurückrufen und redet ihm zu, die Phantasien fahren zu lassen. "Potschka, komm wieder. Das von früher, das geht nicht mehr." Potschka schlägt den umgekehrten Weg vor. Soll der Mann aus dem 18. Jahrhundert doch herkommen: "Herrufen, hierher, wo wir sind."

Bobrowski schrieb das Schlußkapitel kurz vor seinem Tode im Sommer 1965, gehetzt und schon krank. Bobrowski war Potschka, Potschka ist Bobrowski. Das Vergangene war gegenwärtiger denn je - als Vision. "Alles auf Hoffnung", heißt es anderer Stelle des Romans. Schon früher und immer wieder hatte der Dichter formuliert, warum man ohne die Vergangenheit nicht auskommen kann. "Ohne Erbe gibt es keine Legitimation" war sein Credo. Dieser Satz war in den 50er und den frühen 60er Jahren ungemein ketzerisch. Es war die Zeit, als man sich in West und Ost mit Macht von Vergangenen losriß und der technische und wirtschaftliche Erfolg die nach ihm Strebenden legitimierte. Bobrowski sollte Recht behalten. Die Vergan-

genheit, deutete er an mit Potschka, hat ein Eigenleben. Selbst wenn alle Fäden zum Leben früherer Generationen zerschnitten sein mögen, alle Brücken zwischen Nachbarn abgebrochen sind, muß sie nicht aufhören zu existieren - gesetzt den Fall und solange es die Poesie gibt, die sie ruft. Tollmingkehmen existiert nicht mehr. Kenntlich und eigen ist es nur als literarischer Ort.

Das Dorf Tollmingkehmen.

*Die Mittagsfeuer verbrannt,
über der Linde Rauch,
dort geht er mit weißem Haar,
die Leute sagen:
Bald wird kommen der Abend,
einer beginnt den Gesang,
die Felder tragen ihn fort.*

*Komm noch ein Stück, Donelaitis,
der Fluß will sich heben mit Flügeln,
ein Habicht, ein Taubenfeind
der Wald mit den schwarzen Häuptionern
richtet sich auf, es ruft
windig der Berg.
Dort leben die Gräser.*

*Auch dieser Tag fährt herab,
unter die Galgenschatten
der Brunnen, das Fensterlicht
windlos, das Kienlicht sagt
mäusestimmig
den Segen auf.*

*Du schreib über das Blatt:
Der Himmel regnete Güte,
und ich sah die Gerechtigkeit*

*warten, daß sie herab führt
und käme der Zorn.*

„Komm noch ein Stück, Donelaitis“. Nimmt Bobrowski ihn am Arm oder läßt er sich von Donelaitis fuhren? Der Gerufene ist präsent wie ein Bruder, auch ihn umgebende Natur, die Töne und Gerüche; und zugleich hüllen sie sich in eine nicht zu verstehende Dunkelheit. Das Gedicht entstand am 18. April 1962 als Teil eines Zyklus mit der Überschrift "Wetterzeichen". In ihm sammelten sich die verschiedensten Titel: "Uferweg", "Wiesenfluß", "Schattenland" und "Das verlassene Haus", "Der lettische Herbst", "Nowgorod", "Die Wolgastädte", "An Jawlensky", "Kolnoer Tanz", "Anthropomorphe Landschaft", "Namen für den Verfolgten". Diese anderen Gedichte betteten das Dorf Tollmingkehmen in einen größeren thematischen und geographischen Raum ein. Bobrowski nannte ihn "Sarmatien". So bezeichnete im zweiten nachchristlichen Jahrhundert die Weltkarte des Ptolemäus das Land zwischen Weichsel und Wolga. Mit diesem archaischen, längst vergessenen Namen wollte der Dichter darauf hinweisen, wie sehr die Landschaft, Kultur und Geschichte der "Ostvölker" zusammenhängen und die Deutschen darin verwoben sind. Zur eigenen Orientierung hatte er eine Landkarte aus dem Brockhaus herausgerissen und sie mit Tintenstrichen in Zonen eingeteilt. Die erste und kleinste war sein Geburtsland, das nordöstliche Ostpreußen. Die zweite Zone umfaßte Litauen und Lettland, die Nachbarn. Die dritte das europäische Rußland, das er als Soldat kennenlernte, die vierte Polen, was die Heimat einiger Vorfahren war und seines ersten Romans "Levins Mühle". Die fünfte Zone umschloß alles, was weiter im Westen liegt, inklusive der beiden deutschen Staaten. Diese persönliche und poetologische Geographie behauptete er gegen die realen Grenzen, gegen den eisernen Vor-

hang wie gegen die Nationalismen der zwei letzten Jahrhunderte.

Im Europa von Heute, wo nun keine der alten Sicherheiten mehr gilt, ist Bobrowskis eigenwillige Denkungsart einer der wenigen Wegweiser im neu sich auftuenden westöstlichen Gelände. Wer Tollmingkehmen wiederfinden will, muß einen Pfad durch Sarmatien suchen. Der wird nicht wie die alte Eisenbahnlinie von Berlin über Alienstein führen, sondern eher über Wilna, zum Beispiel am Haus des Adam Mickiewicz vorbei. Auch Mickiewicz ist ein Litauer, der Landschaft und dem Heimatgefühl nach. Seine Muttersprache, Bildung und politische Identifikation aber sind mit dem Polnischen verbunden, ein ähnlich verzwickter Fall, und ähnlich wüst umstritten. Wie die Litauer ihren Donelaitis, kürten die Polen ihren Mickiewicz zum ersten und größten Nationaldichter und taten ihm mit viel Ehre auch Gewalt an. "Lithauen! Wie die Gesundheit bist du, mein Vaterland! Wer dich nie verloren, der hat dich nie erkannt... O heilige Jungfrau... trage du mir der sehrenden Seele Schweigen/ zu jenen waldigen Hügeln, zu jenen grünen Auen, Die weit und breit sich dehnen am Njemenstrom, dem blauen." So beginnt das Versepos "Pan Tadeusz" (1834), das später als Kompendium des polnischen Nationalbewußtseins galt und es bis heute ist. Unterwegs nach Tollmingkehmen wird man es anders lesen müssen, als Geschichte einer von vielen Völkern geprägten Landschaft. Bobrowskis Vision bekommt zwei Jahrzehnte nach seinem Tod beinahe etwas Handfestes. Woran sonst kann man anknüpfen? Niemals zuvor war die Poesie - angesichts des Versagens anderer Mächte - so herausgehoben. Die ihr zufallende Chance besteht dabei nicht nur in der Verlebendigung alter ost-westlicher Bindungen. Sondern auch in der Vergewisserung über die heutige Ortlosigkeit. Es ist die Verwandtschaft im Zeitgeschichtlichen, die versprengte Menschen und Länder zusammenführen kann, das Erlebnis des Terrors und der Vertrei-

bung, der vielfältigsten Methoden des Auslöschens von Kultur. Auch in dieser Hinsicht begriff sich Bobrowski eher als ein östlicher Mensch. Von seinem Ostberliner Standort aus waren ihm die oppositionellen Wohnküchen in den russischen Kommunalkas, von Anna Achmatowa oder Ossip Mandelstam, näher als Westberlin. Es gibt erstaunliche Ähnlichkeiten. Ob der in der russischen Lyrik bewanderte Bobrowski dieses Gedicht von Ossip Mandelstam kannte?

*Es ist das Lebende, das dem Vergleich entrinnt.
Mit zärtlichem Entsetzen
Hab ich der Gleichheit dieser Weiten zugestimmt -
Und Himmelskreise wurden Leiden, waren Netze.*

*Ich wandte mich an meine Helferin: die Luft,
Erwartete von ihr die Nachricht, gute Dinge,
Und mach mich auf den Weg, durchsegle diese Bucht
Der Reisen, die im Nirgendwo und nie beginnen.*

*Wo 's mehr noch Himmel gibt, da hätt ich wandern mögen -
Und helle Sehnsucht will, daß ich die Spur noch find
Von den noch jungen Woronescher Hügeln
Zu den toskanischen, die Habe aller Menschen sind.*

Die Verbindungen zu Bobrowskis geplantem "Sarmatischen Diwan" sind unverkennbar. Alles ist darin, eingeschlossen das Bekenntnis der eigenen Verstrickung. "Mit zärtlichem Entsetzen hab ich der Gleichheit dieser Weiten zugestimmt..." Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1937, von einem Juden, geboren kurz vor der Jahrhundertwende im damals noch zaristischen Warschau, dem die russische Klassik, die jüdische Mystik und die Gedankenwelt des Abendlandes, vor allem des westlichen, gleichermaßen geläufig war. Er schrieb es in Woronesch am Don, seinem Verbannungsort. Ein Jahr später starb er in einem

Lager in der Nähe von Wladiwostok. Seine Frau Nadeshda hat das zitierte Gedicht und die zahlreichen anderen aus den Wonescher Jahren vor der Vernichtung bewahrt, Wort für Wort, in ihrem Kopf.

Sarmatische Motive lassen sich auch im Westen finden, in den Ländern der Emigration. Als Bobrowski Anfang der 60er Jahre seine Gedanken nach Tollmingkehmen schickte und auf den Rombinus, dichtete im kalifornischen Berkeley Czeslaw Milosz Verse auf das bäuerliche Litauen seiner Kindheit.

Sollte, sollte nicht

Der Mensch sollte nicht den Mond lieben.

Die Axt in seiner Hand sollte ihr Gewicht nicht verlieren.

Seine Gärten sollten nach faulenden Äpfeln riechen

Und sich mäßig von Brennesseln überwuchern lassen.

Der Mensch sollte keine Worte brauchen, die ihm teuer sind,

Das Korn nicht spalten, nur um zu sehen, was es enthält.

Er sollte die Brotkrume nicht verwerfen oder ins Feuer spucken.

(So jedenfalls lehrte man mich in Litauen einst.)

Und wenn ein Töpel die marmorne Treppe hinaufgeht,

Sollte er trachten, mit dem Schuh eine Kerbe zu treten.

Zur Mahnung, daß Treppen nicht ewig dauern.

Ein Loblied auf die Tugenden des litauischen Bauern und, was hier wohl identisch ist, des Tölpels. Auch in Milosz' dichterischer Biografie trifft man aus Preußisch-Litauen vertraute Elemente und Klagen: "Obwohl ich ein polnischer Schriftsteller bin, vergesse ich nicht, daß ich aus Litauen stamme, und in meinen Werken finden sich Spuren eines typisch litauischen, wenn nicht heidnischen, Mystizismus (Litauen ist schließlich, neben Irland, das poetischste Land Europas). Meine Lyrik wurde, wie die der polnischen Dichter, von Renaissance- und Barocktraditionen geformt.. Beim Schreiben meines autobiografischen Buches

entdeckte ich die Schwierigkeit, wahrheitsgetreu über die unendlich komplexen Probleme meiner Heimat zu berichten, ohne bizarr zu wirken." Milosz litauischer Geburtsort Seteiniai am Flößchen Niewiaza ist ähnlich schwer zu erklären wie das Dorf Tollmingkehmen. Es könnte also nützlich sein, auf der Reise von Wilna zu Donalitus einen Umweg über Seteiniai zu machen.

Pranas Budrys

Wo in Chistye Prudy ist Tollmingkehmen? Neben der Kirche ist noch ein zweiter Ort in seinem historischen Umriß erkennbar. Der Bahnhof - im Zustand der Auflösung, doch das Ensemble seiner Einrichtungen scheint mehr oder weniger vollständig. Ein langgestrecktes Ziegelgebäude, das für ein Dorf mit damals kaum dreihundert Einwohnern reichlich groß geraten ist, ein Wasserturm mit Bogenfenstern und schlichten Ornamenten, verschnörkelte Pumpen und Hydranten der Mannheimer Firma Bopp und Reuther, ein Stationsvorsteherhäuschen mit Garten und Nebengelaß für Hühner, Schweine und landwirtschaftliches Gerät. Vielleicht ist dieses der beste Ort im ehemaligen östlichen Preußen, um sich den Einbruch der Industrialisierung und die mit ihr einhergehenden Wandel vorzustellen: Wie sich mitten auf dem Acker plötzlich ein neues Prinzip aufbaut, eine sachliche und fast sakral auftretende Architektur, die entlang eines wachsenden Gleiskörpers ihre Posten und Pöstchen in die Landschaft setzte. Wie ein oder zwei Mal am Tag die Bimmelbahn vorbeischnaufte und ihren Fahrplan behauptete gegen den ländlichen Rhythmus der Jahreszeiten. Wie der Bahndamm und die Brücke übers Gleis neue Perspektiven auf das Gewohnte freigaben. Wie neue Wünsche entstanden, dem Zug der Zeit zu folgen, in die Stadt, in einen neuen Beruf, einer Liebsten in ein fernes Kirchspiel. Hundert Jahre erst liegt das zurück. Vor ei-

nem Augenblick erst hat der Bürgermeister von Tollmingkehmen zur Eröffnung des Bahnhofs das gestreifte Band durchgeschnitten. Der kleine Junge, der es wegschleppte mit diebischer Freude, ist vielleicht erst vor 20 Jahren gestorben.

Die Eisenbahn kam spät in diese Gegend, und ihre Ankunft ist verknüpft mit dem Ende des preußischen Litauen. "Die litauische Sprache", stellte um 1902 der Volkskundler Franz Tetzner fest, "erhält sich nur deshalb nur lange, weil so wenige Eisenbahnen das Land durchfurchen." Als dann das Netz dichter wurde und vor allem seit die Kleinbahnen dazukamen, war es auch um die hintersten Winkel geschehen. Der deutsche Einfluß überwältigte sie, und selbst die konservativsten litauischen Eltern mußten nun einsehen, daß die Kinder mit einer Sprache, die zwei Wegestunden weiter kein Mensch mehr verstand, nicht durchs Leben kommen würden. In Tollmingkehmen war die Germanisierung vergleichsweise früh geschehen. Unter den selbständigen Bauern waren um die Jahrhundertwende kaum noch litauischsprechende zu finden, nur unter den Landarbeitern des Gutes, und die waren zum Teil erst kürzlich aus dem Zarenreich gekommen. Der letzte Akt dieses Prozesses war nur noch symbolischer Natur. 1938 wurde das Dorf umbenannt in Tollmingen. Es hatte Glück, andere Dörfer erhielten vollständig neue Namen. Tollmingkehmen mußte nur seine litauische Endung preisgeben. Die Bewohner haben sich angeblich nicht mehr daran gewöhnt, bis zur Flucht... Nur Staatsbedienstete wie der Bahnhofsvorsteher benutzten ordnungsgemäß die amtliche Bezeichnung. So konnte ein Herr Göring, wenn er hier Station machte, um mit dem Jagdwagen weiterzufahren ins Rominter Revier, sich zweifelsfrei in Deutschland fühlen. Auf der Stirnseite des Bahnhofs findet man den gewaltsamen Eingriff noch dokumentiert. Zwei übereinander gepinselte Schriften, gleichermaßen verblichen - nur wer es weiß, kann das entziffern. Die sowjetische Verwaltung hat offenbar keine Anstalten gemacht,

ein neues Ortsschild anzubringen. Chistye Prudys Bahnhof braucht auch keines. Die einstige Durchgangsstrecke ist an der polnischen Grenze gekappt, ein Personen- oder Güterdurchgangsverkehr findet nicht statt. Auf den Gleisen weiden Schafe, im früheren Wartesaal residiert der Kramladen des Sowchos. Nur für spezielle Zwecke, für den Abtransport landwirtschaftlicher Produkte, wahrscheinlich auch für Militärgerät, wird einer der Schienenstränge gewartet. Einmal am Tag, oft nur drei Mal die Woche geht oder kommt ein Zug. Verantwortlich für seine Abfertigung und die technische Sicherheit ist Pranas Budrys. Er ist Litauer, ein „richtiger“, wie er betont, also nicht nur der Abstammung nach. Würde er nicht stottern, könnte man den Akzent der westlichen Szameitia noch deutlicher erkennen. Seine Eltern sind hergezogen, als er ein Kind war, Ende der vierziger Jahre. "Geflohen vor der Kollektivierung in Litauen", Genaueres weiß Budrys nicht. Ob sie die Deportation nach Sibirien fürchteten? Ob die Enteigneten, wenn sie schon Kolchos- oder Sowchosarbeiter werden mußten, dies nicht auf dem Land ihrer Väter sein wollten? Ob sie in der Kaliningradskaja Oblast, die damals noch sehr dünn besiedelt war, die Chance zu eigenem Landbesitz sahen? Vieles mag zusammen gekommen sein, jedenfalls ist Budrys in den sowjetischen Begriffen der Sohn eines „buožė“, das ist die litauische Bezeichnung für „Kulak“. Auch in der neuen, überwiegend russischen Umgebung sprach die Familie litauisch. Als noch weitere Landsleute zusiedelten, bildete sich eine kleine Kolonie. Wie die meisten der gut 20 000 Litauer in der Oblast haben sie die Beziehung zum Mutterland nicht verloren. Es war nah, man konnte ohne großen Aufwand auf Familienbesuch fahren und auf Brautschau, sich Zeitungen und Bücher besorgen. Kurz hinter der Grenze, in Kybartai, wartete eine katholische Kirche. Angeblich soll bei der Wahl des Zufluchtsortes die litauische Vorgeschichte des Dorfes keine Rolle gespielt haben. Der Zufall verschlug sie her, der dann

später als glücklicher Umstand gedeutet wurde. Als die Familien erfuhren, daß hier "Litauens Nationaldichter" gelebt hat, fühlten sie sich ein bißchen wie auf heimatlicher Erde. Pranas Budrys kennt Donelaitis "Metai" so gut wie die Bibel. Mit größter Selbstverständlichkeit zitiert er Hexameter über den Frühling, aus dem Kopf und ohne ein Mal mit der Zunge anzustoßen. Donelaitis, sagt er, habe ihm die Augen für die Natur geöffnet. Der Mensch müsse sich nach der Natur richten, nicht umgekehrt. Chistye Prudy sei dafür ein gutes Beispiel. Wenn so verschiedene Leute zusammenliefen, dann könne doch der gemeinsame Nenner nur sein, daß jeder sich mit den Birnbäumen und den Blumen bekannt mache. Und wenn das gründlich geschehen sei, habe der Litauer mit dem Ukrainer oder Tataren etwas zu sprechen. Menschen seien eben nicht durch Parolen zueinander zu bringen, durch die simple Zuweisung einer Wohnung und einer Arbeit. Budrys schwärmt von der Kraft des Konkreten. Alles bei Donelaitis werde beim Namen genannt. Jeder Vogel in seiner Eigenart, wie man einen Ofen sachgemäß feuert oder ein Pferd richtig behandelt. So müsse es sein, auch heute. Er stellt die Behauptung auf: Utopie sei, wenn man Donelaitis ganz wörtlich nehme.

Wir sitzen auf der Ladefläche einer Draisine, an seinem Haus, das einmal einem preußischen Stationsvorsteher gehört hat, und reden über Poesie. Es ist eines jener seltsamen Gespräche, die anspielungsreich und hintergründig von allem Möglichen handeln, sehr frei und zugleich indirekt, weil von Gefahren umstellt. Wir bleiben bei Donelaitis und genießen das wechselseitige Erstaunen, daß der jeweils andere, und obwohl man sich völlig fremd ist, denselben kennt. Am Abend, als der Zug durch ist, nutze ich die Gelegenheit, auf die ich seit meiner Kindheit warte. Ich folge ungefährdet den Gleisen, hüpfte Kilometer für Kilometer ungestört über die trockenen dunklen Bohlen. Irgendwann springt mir ein rostiger Schriftzug ins Auge "Krupp

1898". Die Schienen sind noch aus deutscher Zeit, nur auf die russische Spurnorm verbreitert. Noch weitere Namen finden sich: "Thyssen", "Friedenshütte Bochum", "Vereinigte Stahlwerke." Auf kleinstem Areal präsentiert sich ein Firmenregister der reichsdeutschen Montanindustrie. Vermutlich sind die meisten der Einzelteile erst in sowjetischer Zeit zusammengestückt worden. Diese Gegend war Kampfgebiet, der Gleiskörper war vermutlich stark zerstört. Bei seiner Reparatur nahm man, was da war, aus dem Gebiet, vielleicht auch aus den Beständen der Sowjetischen Besatzungszone. Alle Elemente waren ja kompatibel - europaweit. "Cockerill Lietuva", am Fuße des Tollmingkehmer Kirchhügels ist über ein paar hundert Meter ein litauisches Gleis verlegt. Es dauert eine Weile, bis ich die Geschichte dazu zusammenreimen kann. "Lietuva" kann nichts anderes bedeuten, als daß die Schienen in der *Zeit* des unabhängigen Litauen produziert worden sind, also in den 20er oder 30er Jahren. "Cockerill" ist die belgische Firma, bei der sie in Auftrag gegeben wurden. Hierher gelangt sind sie vermutlich in den 40er Jahren. Entweder auf Anweisung der Deutschen, die 1941 das Baltikum besetzten und dessen Eisenbahnen in die Regie nahmen. Oder, was wahrscheinlicher ist, nach 1945, auf Anweisung Moskaus. Auch Litauen wurde seinerzeit, obwohl es der UdSSR einverleibt war, zu Reparationsleistungen gezwungen. "Wegen der Kollaboration mit den Faschisten", eine Begründung, die nicht ganz unwahr ist. Pranas Budrys hat in einem Nebensatz davon erzählt: Gerade in den ersten Jahren soll das Verhältnis zwischen Russen und Litauern in Chistye Prudy gespannt gewesen sein. Nicht so sehr wegen des Unterschieds der Nationalität, sondern weil die Russen die Litauer für mitschuldig an der Hitlerherrschaft hielten und die Litauer die Russen für mitschuldig an Stalins Regime. Inzwischen ist das Verhältnis wieder spannungsgeladen. Was mag man in Januar 1991 gesprochen haben im Sowchos - über das Blutbad sowjetischer

Panzer in Vilnius? Wie äußert sich Budrys gegenüber seinen russischen Nachbarn über die nationallitauischen Aktivitäten im Bezirk der Kirche?

Dreizehn Monate *später* holen wir unser politisches Gespräch nach. In diesem Juni 1992 ist Pranas Budrys kein Streckenwärter mehr, sondern Bauer. Im vergangenen Winter ist ihm bei der Arbeit ein schwerer Gegenstand auf den Fuß gefallen, das hat er genutzt, um sich in die Frührente zu entlassen. Ob der Unfall der Vater des Gedankens war oder war er das probate Mittel zum vorgefaßten Ziel? Dem schnellen Entschluß lag, wie auch immer, eine reifliche Überlegung zugrunde. Der gescheiterte Putsch im August hat den Litauer aus der Lähmung befreit. Nun konnte er endlich etwas tun. Zurück ins Mutterland, war die eine Möglichkeit. Aber die wäre sehr teuer gewesen. Die Preise in der jungen Republik galoppieren noch schneller, Wohnung und Arbeit ist nicht zu haben. Ein Emigrant, der zurückkehrt, wäre völlig auf sich gestellt. Außerdem ist ein Staat, der seine eigenen Fehler macht, nicht mehr so strahlend attraktiv wie einer, der noch im Befreiungskampf steckt. Familie Budrys besann sich auf die Vorzüge von Chistye Prudy. In der Kalinin-gradskaja Oblast war nun auch die Privatisierung in die Wege geleitet worden. Das für die Landzuteilung errechnete Verhältnis von Hektar pro Kopf ist relativ günstig. Da der hiesige Sowchos nur wenige tatkräftige Leute hat, die sich zutrauen, eine eigene Wirtschaft zu schaffen, können die Tüchtigen von den anderen Land dazu pachten. Budrys verfügt über stattliche 46 Hektar, allerdings vorwiegend Wildnis. Ein Teil davon ist das Gelände eines abgerissenen Vorwerks. Im Frühjahr hat der Pflug nichts als Steine herausgewühlt. Andere Partien müssen neu gerodet werden. Das wird dauern. Aber die Söhne sind noch jung genug für Pionierarbeit. Das Ersparte hat immerhin für zwei gebrauchte Traktoren gereicht, ein Pferd und einen Panjewagen. Die Schwierigkeiten sind riesig - gewiß, doch ge-

messen an der Unüberschaubarkeit der zusammenbrechenden Kollektivwirtschaft konkret und handhabbar. Moskau ist weit, Kaliningrad ist weit, man wird nicht behelligt. Die Desintegration gibt der Region und dem Einzelnen Raum. Die zwischenmenschlichen Verhältnisse im Dorf werden sich ändern, wenn man erst mal über Birnbäume spricht und sich unter Nachbarn die Scheren zum Beschneiden ausleiht. Verstehen Sie? fragt mich Budrys.

